

Galsan
Tschinag
Die graue
Erde

Roman

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3196

Galsan Tschinag erzählt eindrucksvoll vom Leben der Tuwa-Nomaden in der Mongolei: Dshurukuwaa, Sohn des Schynykbaj, ist das jüngste Kind einer Nomadenfamilie. Seine Heimat, das Altai-Gebirge, ist geprägt von archaischer Kargheit. Das Leben verläuft in traditionellen Bahnen. In diese Lebenswelt bricht mit verstörender Gewalt eine neue Zeit ein: die politische Anlehnung der Mongolischen Volksrepublik an die Sowjetunion. Schulen werden gegründet, den Kindern soll »modernes« Wissen vermittelt werden. Auch der kleine Ich-Erzähler muß seine Eltern in der Steppe verlassen. Der Junge jedoch fühlt sich zum Schamanen berufen und gerät so immer wieder in Konflikt mit der sozialistischen Erziehung, die das »abergläubische« Festhalten an die göttlichen Kräfte der Natur und Geister bekämpft.

Galsan Tschinag
Die graue Erde
Roman

Suhrkamp

8. Auflage 2025

Erste Auflage 2001

suhrkamp taschenbuch 3196

© 1999, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen

von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Libri Plureos GmbH, Hamburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39696-4

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

DIE GRAUE ERDE

*Für Dshokonaj
meinen Bruder und Lehrer
der wohl geben mußte
damit ich blieb*

DER GEIST

Es ist ein armseliger, ein stummer und schrecklicher Himmel, der mir zu Füßen liegt und es erdulden, erschauern und erzittern muß, bis er sich verwischt, sooft die verbeulte Schöpfkelle aus Messing in die Wolken greift, einen Batzen abreißt und heraushebt. Ich sitze darüber, schamane und denke mit Befriedigung an das Schaf, dem ich die Wolle rupfe.

Mit jeder Kelle, die ich aus dem Fluß hebe, steigt auch der Vers, den ich gerade brauche, zu mir herauf. Das Wasser ergießt sich in heller Strähne und mit dunklem Gepolter in den Espenholzeimer und springt, da dieser längst voll, glitzernd und plätschernd über den Rand.

Der Vers dagegen fällt leicht und still auf die Zunge nieder, wälzt sich von dort Wort für Wort weiter in die Kehle und verwandelt sich in Gesang. Die flatternde, helle Weise, die ich den prickelnden, fast stechenden Spritzern des schäumenden Wasserschwalls abhöre, behalte ich bei und ziehe die Silbe am Ende einer jeden Strophe genüßlich in die Länge.

Gut, daß man das Gebüsch hat, das einem so fest und dicht im Rücken steht und Versteck vor fremden Augen und Ohren gewährt. Hier darf man bleiben und schamanen, nach Belieben lange und laut. Und es mit den Geistern treiben, wie einem Lust und Mut gerade reichen.

Ich bin entschlossen, Schamane zu werden. Und dies, obwohl die Eltern dagegen sind. Sie meinen, ich hätte keine Wurzeln, da in der Sippe noch keiner so etwas gewesen und unsere Schamanin nur eine angeheiratete Person sei. So gibt es Schelte, wenn sie mich schamanen hören. Aber Pürwü, die Schamanin selbst, hat mir erlaubt, ihr nachzutun. Und dies sogar in unserer Jurte, in Gegenwart der Eltern und einer Handvoll Zuschauer.

Es ist vor Jahren gewesen. Da waren die Geschwister noch zu Hause, da lebte mein Hund Arsylang, und die Großmutter saß auf Erden, war sicht- und greifbar. Ich aber war krank, lag schon viele Tage, also mußte die Schamanin kommen. Und während sie schamante und mit ihrem Schawyd, dem bunten Wedel aus lauter Stoffstreifen, auf mich einhieb, soll ich mit einem Mal danach geschnappt und es ihr entrissen haben. Aber nicht nur das – ich soll aufgesprungen und um den Herd gerannt sein, mit dem Schawyd um mich peitschend und singend von einem weißen Schaf, das allein mich retten würde.

Zuerst wollte man mich wohl einfangen und schnell wieder ins Bett stecken, ich jedoch widersetzte mich dem so wild und pochte auf ein Schaf, das auf der Stelle geweiht werden sollte, wollte man mich am Leben behalten. Die Schamanin, die, aus dem Gesang gefallen, verwirrt dastand, entschied nun, dem Wunsche zu entsprechen. Darauf ward das erwünschte Schaf gebracht und geweiht. Ich kann mich an all das nicht mehr erinnern. Nur dunkle, schattenhafte Erinnerungsfetzen sind mir davon geblieben – im Fieberwahn muß ich gesteckt haben.

Bald darauf genas ich. Und das war gut so. Das seltsame Benehmen des Kindes, das ich war, bewohnte lange die Gespräche der Menschen. Und je weiter der Bericht vordrang, in Zeit und Raum, desto kräftiger wurde er, nahm zu. Was mir nur um so mehr gefiel, muß ich sagen. Wenn ich Kindern davon erzählte, vergaß ich dies nicht nur nicht, sondern schmückte es auch mit anderen Einzelheiten aus, welche die Geschichte schöner und mich wichtiger machten. Ob gerade das der Grund dafür war, vermochte ich nicht zu sagen. Aber ich fühlte, alle Menschen kannten und bewunderten mich.

»Der Jüngste des Isch-Maani«, sagten Außenstehende, wenn sie mich meinten, und dabei konnte man ihrer Stimme, wie sie es sagten, die Achtung leicht abhören, die diesem Jüngsten galt. Isch-Maani ist der andere Name für meinen Vater.

Das alles wohl führte dazu, daß ich ein zweites Mal eingriff, während die Tante wieder einmal schamante. Dies nun tat ich bei hellstem Bewußtsein. Urplötzlich fuhr ich hoch, riß dem Erstbesten in meiner greifbaren Nähe das Kopftuch herunter und folgte damit wedelnd und kreischend der Schamanin, die gerade über die Schwelle trat und mit Gegurr und Gepruste, Gefuchtel und Getrampel gegen Unsichtbares in der nächtlichen Steppe anging. Die Gesichter im Flackerschein des Dungfeuers kamen mir wie angststarr vor, wovon ich eine prickelnde Genugtuung empfand. Zwar vernahm ich eine männliche Stimme dumpf zwischen: »Hej, kehr zurück, du ungezogenes Ding!« Da stand ich aber schon über der Schwelle und dachte natürlich nicht daran zurückzukehren. Dafür wunderte ich mich über den Fremden, der nicht wußte, wer ich war. Ich lächelte. Dann aber zog ich eine ernste Miene und ging mit allem, worüber ich verfügte, vor und stand der Schamanin bei, die sich damit abmühte, einen bösen Geist zu vertreiben, den ich vor mir in der nächtlichen Finsternis zu haben glaubte, zu sehen jedoch freilich nicht vermochte.

Unter den Fittichen der Schamanin in die Jurte zurückgekehrt, vernahm ich später dieselbe tadelnde Stimme, die sich nun gegen die Eltern, wie mir vorkam, schamlos erhob: »Nicht ihr allein habt ein jüngstes Kind!«

Eine andere Stimme pflichtete bei: »Ja, das geht zu weit, und wer weiß, womit so etwas noch enden kann?« Diese Stimme war mir bekannt, war die der Tuudaj, die immer dann kam, wenn bei uns ein Großvieh geschlachtet wurde. Ich war ein wenig verärgert darüber, daß ausgerechnet sie es war, und überlegte, wie ich mich zu ihr verhalten würde, wenn sie wieder am Ailrand auftauchte, den vor Fett schwarzglänzenden Ziegenfellsack unter ihrem linken Arm. Ob ich nun auch so schnell wie bisher ihr entgegenrennen würde, um den Hund von ihr abzuhalten? Da fiel die Schamanin aus dem Gesang und sprach: »Laßt ihn doch tun, Leute, wonach es ihm ist. Denn wenn er es tut, wird er dafür schon seine Gründe haben.«

Ich war ihr dankbar, hatte jedoch keinen Mut mehr, es weiterzutreiben. So setzte ich mich und kroch hinter die Menschen, über denen eine schwere Stille lag.

In der darauffolgenden Nacht überfielen Wölfe die Herde unseres Ails. Ein Teil der Tiere ward in die Flucht getrieben, und schnell verlor man sie aus den Augen. Doch blieb man bis zum Morgengrauen irgendwie in Verbindung mit den Opfern. Man gab Schüsse in die Richtung ab, klopfte mit dem Stock gegen Eimer und Schüssel, schickte Rufe nach den Schafen und Ziegen und lauschte zwischendurch. Die Tiere mußten gewußt haben, daß jeglicher Laut ihnen galt, so antworteten sie darauf, meckerten und blökten.

Bei Morgengrauen wurden alle Pferde gesattelt und die Dungkörbe darauf geladen. Das tote wie verwundete Vieh wurde in diesen herbeigeschafft. Drei Handvoll Tiere waren gerissen, ganze Hügel bildeten die Reste. Die Hunde bellten noch tage- und nächtelang. Es war ein aus Scham und Wut geborenes, ein ohnmächtiges Geheule und Gezeter.

Jedes Unglück braucht einen Schuldigen. Dieses nun erwischte mich. Vermutlich würde ich zumindest versucht haben, mich zu verteidigen, wenn der Schuldspruch von nur einer Seite gekommen wäre. Ich würde sagen oder wenigstens denken dürfen, um mich aus der Schuld herauszureden, daß dies einfach dazugehöre, und unser Ail, lange verschont geblieben, sei nun wieder einmal drangewesen.

Es waren aber viele, ja alle, die gegen mich ins Feld zogen. Selbst die Mutter bezichtigte mich einer Dreistigkeit, die sich nicht einmal ein Hirnkranker erlauben würde, ich hätte mit meinem Gezappel und Gekreische ihr das Gesicht vor anderen Menschen verbrannt. Der Vater pflichtete ihr bei: Ich hätte durch mein Auftreten nicht nur Menschen beschämt, sondern wohl auch den Himmel erzürnt, da in dem Gepäck, das jener mir bei der Geburt in die Wiege gelegt, das Schamanen einfach nicht mit dabeigewesen wäre. Und das alles sagten sie mit einer solchen Härte und Kühle, als wär ich

nicht mehr ihr jüngstes Kind. Andere Menschen kamen und taten so, als würden sie von den Eltern Schadenersatz fordern, da ich, ihr Kind, durch meine Ungezogenheit böse Geister erweckt und sie herbeigelockt hätte. Schnell brach in mir jeglicher Widerstand. Mir fiel ein, wen alles ich genannt hatte bei den Versen:

Ary börü, asa gooshu...

Greifende Wölfe, spukende Teufel...

Zwar habe ich sie nicht gerade herbeigerufen, sondern davonzujagen versucht. Tatsache ist aber, ich habe sie genannt, und wer weiß, vielleicht eilten sie, als sie ihre Namen hörten, herbei und schlüpfen an mir vorbei – frech bin ich gewesen und blind zudem noch, leider!

Klein, zeckenklein wurde ich und lebte in schmerzender Erwartung des Augenblicks, da mir einer die verhängnisvolle Verszeile wie einen Stein gegen den Kopf werfen könnte. Dies geschah nicht, wenigstens. Dennoch schlimm genug, denn es war nicht zu übersehen, wann und ob je die Herde den Verlust aufholen würde. Die reuevolle Wehmut, von der ich erfüllt war, wollte und wollte mich nicht verlassen. Und wieder und wieder schwor ich im stillen, nie wieder zu schamanen!

Zeit verging. Und ich hielt Wort mir gegenüber. Trotzdem blieb ich von Schamanen und ihren nächtlichen Auftritten weiterhin umgeben. Doch war ich nur einer der Zuschauer und Zuhörer. Ein sehr stummer und stiller dazu noch. Denn sobald ich einen gegen Tod und Teufel angehen sah und hörte, fiel mir immer wieder mein Ungemach ein. Ich fühlte ein Ziehen auf dem Zwerchfell. Die Wunde war vielleicht vernarbt. Verheilt war sie lange noch nicht.

Dann kam das schlimme Jahr. Es endete damit, daß ich mich mit dem Blauen Himmel überwarf. Das hieß, ich warf mich gegen ihn, bewarf ihn mit den schlimmsten Waffen, die ich besaß – mit Worten: Ich verwarf ihn. Er aber antwortete dar-

auf nicht, blieb so, wie er immer gewesen: unerreichbar und unverletzbar. Ja, das war es gerade. Wie und was war der Himmel? Das wollte ich erfahren. Anfangs hatte ich Angst. Ich lebte in drückender Erwartung, er würde mir den Schlag mit einem Gegenschlag vergelten. Aber nichts geschah, alles blieb aus. Und das erfreute und ermutigte mich. Nur enttäuschte und reizte es mich auch. In mir erwachte die Neugier, gleich einem Säugling, der sich bewegt, rekelte und der Mutter harrt, die kommen und ihn stillen soll, der bald darauf anfängt zu schreien, da nichts geschieht.

Meine Art zu schreien ist der Schamanengesang. Also fing ich an zu schamanen, wieder und erst recht.

Seitdem schreie und rufe ich nach dem Himmel. Verse und Gesang sind meine Sprache. Und diese enthält zumeist Bitten, hin und wieder auch Drohungen und Schmähungen. Ich fliehe die Menschen, sooft es mich danach verlangt, den Himmel anzugehen. Hört mir aber einer zu, wenn ich schamane, dann geschieht dies meinerseits aus Versehen. So kommt es manchmal vor, daß ich Tadel einstecken muß. Jedoch sind es durchaus erträgliche Tadel, Bemerkungen nur. Das Geistwerk eines Schamanen könnte man nicht erlernen wie das Handwerk eines Gerbers, denn der Himmel allein würde einen dazu bestimmen, aber auch da sei es alles andere als eine Belohnung etwa. Nein, es sei eher eine Strafe, da eine schwere Bürde, die zu tragen und zu ertragen einem Menschen mit einem Wasserauge und Fleischherzen fast unmöglich sei; dann aber, sei einer doch Schamane, so sei er dazu verdammt, diese schwerste Bürde durch die Jahre zu tragen und somit dieses Schicksal zu ertragen. So die Tante, unsere Schamanin.

Seit dem schrecklichsten Tag im schrecklichen Jahr werde ich kein einziges Mal geschlagen. Mir fällt auf, daß die Eltern mit mir vorsichtiger umgehen. Und dies wohl zu meinem und zu ihrem Glück, denn hin und wieder spüre ich in mir ein Verlangen wegzugehen – wie und wohin, einerlei, aber weg von

hier, wegfliegen wie ein Vogel, wegschwimmen wie ein Fisch, weg von den hilflosen Menschen und Tieren, von den unzuverlässigen Bergen und Tälern, da man nie wissen kann, womit sie einen am nächsten Tag bescheren werden. Und weg von dem stummen verständnislosen Himmel, der allmächtig, allsehend und allhörend sein soll, der sich jedoch taub und blind stellt, wenn ich von ihm erhört und ersehen sein will.

Ich beneide Winde, Wasser und Vögel, sooft ich auf sie schaue und an sie denke. Sie wehen, fließen und fliegen, alle gehen weg, während ich, obwohl mit zwei flinken Beinen versehen, zwischen Bergen und Flußtälern zu bleiben verdammt bin, nicht viel anders als ein angepflocktes Pferd. Jeder Gedanke an das, was hinter den Bergen sein könnte, raubt mir die Ruhe. Ich wünschte, die Sturmwinde, die Flußwasser und die Zugvögel nähmen mich mit, dorthin, wohin sie eilen, selbst sollte dort der Rand der Erde liegen und ich vor dem gähnenden Abgrund stehen. Selbst wüteten dort die ewige Nacht und die Hölle mit ihrem siedenden Giftmeer, und ich könnte mich verirren. So, so oft wünsche ich mir, ich hätte Geister, die mich hintrügen und wieder zurückbrächten. Ja, genau das ist es, und darum bin ich bereit, alles zu tun und herzugeben, um Schamane zu werden!

»Paß auf«, mahnt mich einmal Mutter. »So manche haben es schon mit der Schamanerei versucht gegen den Willen des Himmels, der sie nicht dazu ermächtigt hat. Und nicht wenige haben es mit dem Leben bezahlen müssen!«

Da eilt ihr, wie so oft, Vater zu Hilfe: »Und so ein vom Himmel Vorbestimmter ist ein Schwerkranker, um überhaupt Schamane zu werden, muß er erst gesunden, und das ist schwer!«

Ich sage nichts dazu, muß jedoch lange daran denken und entschieße mich am Ende, die Schamanin selbst zu Rate zu ziehen. Sie sagt fast dasselbe wie die Eltern, aber da ich bohre, erfahre ich dann noch mehr: In seltenen Fällen könnte sich einer mit reinem Knochen an einem Schamanen anstecken,

was auf verschiedenen Wegen geschähe, am häufigsten jedoch durch Blutübertragung.

Das ist eine folgenschwere Kenntnis für mich, denn ich beschließe, die besagte Blutübertragung an uns beiden zu erproben, ja zu erzwingen. Wenig später erscheine ich wieder bei der Tante, und diesmal mit meinem horngrieffigen kleinen Dolch in der Birkenholzscheide am Gürtel. Ich spähe nach einer passenden Gelegenheit, und bald halte ich sie auch für gekommen: Die Frau, die beim Schneidern sitzt, will eine alte Naht auftrennen, und dabei müht sie sich mit einem stumpfen Messer ab. Ich springe ihr zu Hilfe mit meinem Dolch, der immer vom Vater gewetzt und geschliffen wird. Nun faßt sie die zusammengenähte Stelle beidhändig an und zieht daran; ich brauche mit der finsterscharfen Messerklinge die Sehne aus Yakhaut nur zu berühren, und schon springen die Lederteile leise rasselnd Naht für Naht auseinander. Ich werde gelobt, was mich in meinem Vorhaben unsicher macht, doch sage, schwöre ich mir, daß ich die nun einmal um meine Finger prickelnde, in meinem Griff sitzende Gelegenheit auf keinen Fall verpassen darf. So drehe ich kurz vor dem Schluß die Dolchspitze ein klein wenig zur Seite. Beide schreien wir auf. Ja, auch ich bin überrascht davon, wie leicht es passieren und wie schnell das erwünschte, teure, ja heilige Blut zum Vorschein kommen kann. Die Kuppe des rechten Ringfingers ist getroffen: Hellrotes Blut fließt über Fell und Messer.

Die Tante schickt sich daran, von der Rückseite des Felles eilig ein Wollbüschel abzurupfen, es zu verbrennen und die glühende Asche auf die Wunde zu drücken. Ich aber renne schleunigst aus der Jurte hinaus und höre sie mir hinterherrufen: »Messer gut auswaschen!«

Schnell komme ich in das Versteck, das ich mir vorher schon erdacht habe, schlage den Lawaschak zurück, lasse die lange Hose mit den breiten Beinlingen herunter und führe die Messerklinge, die ich mit der blutigen Seite nach oben in

der ausgestreckten Hand getragen habe, mit einem leichten Druck in das dicke, weiche Fleisch des linken Unterschenkels.

Gut nur, daß ich mir keine Zeit zum Überlegen gelassen habe und alles so schnell geschehen ist, denn es schmerzt sehr. Ich schreie laut auf und fange an, am ganzen Leib heftig zu beben. Doch lasse ich es dabei und schaue zwar mit einem schmerzverzerrten, aber entschlossenen Gesicht auf das Messer. Der silbrighelle Stahl steckt gut zwei Fingerbreit tief in meinem Fleisch, und sein buckliger Griff aus gelbem Ziegenhorn zittert leise.

Und ich warte so lange, bis ich glaube, das fremde, heilige Blut muß von meinem Fleisch restlos abgesogen sein und sich in mir verbreitet haben. Dabei spüre ich mein Bein immer schwerer werden, und dumpfe Schmerzen strahlen bis in die Zehenspitzen aus. Dann ziehe ich das Messer heraus. Das ist noch schmerzhafter als das Einstechen. Und sehr viel schwerer, denn nun sitzt der Stahl fest. Die Wunde fängt an zu bluten. Da habe ich Angst, vor allem, weil das heilige Blut herausfließen könnte. So lecke ich daran, bis es nicht mehr blutet. Darauf verbinde ich die Wunde mit einem Streifen, den ich dem Gürtel abreiße.

Ich hinke. Und sage, als man darauf aufmerksam wird, ich hätte mich an einem herausragenden Baumast verletzt. Die Schmerzen nehmen mit der Zeit zu, die Wunde läuft rot an, und schließlich eitert sie.

Es ist im Sommer geschehen. Nun ist es Herbst, und die Wunde ist immer noch nicht verheilt. Und das ist der Grund, weshalb unsere Jurte, die sonst über Borgasyn zu ziehen und unseren milden, milchweißen Mutterfluß Ak Hem direkt zu erkämpfen pflegte, diesmal auf einem Umweg entlang des gefährlich wilden Homdu herunterwandern muß. Hier, hinter dem Kreiszentrum, jenseits des großen Wassers, sind wir vorgestern angekommen, und gestern ist der Doktor dagewesen und hat sich meine Wunde angeschaut. Dann hat

er sie mit einer stinkig beißenden Flüssigkeit bestrichen und verordnet, daß ich die alte, eitrige Hose ausziehe und mich ins Bett lege. Eine Weile liege ich gern. Schlafe sogar, und dies am hellichten Tage! Aber dann beschließe ich aufzustehen. Denn mir fallen viele Verse ein. Sie rutschen mir von selbst, Happen um Happen, auf die Zunge. Ich kann sie nicht dort liegenlassen, auch nicht stumm entlassen, da sie darauf drängeln, laut gerufen zu werden und so in die Weiten zu gelangen.

Also muß ich mich aus dem Bett erheben und aus der Jurte stehen.

Abgelaufen meine Sohlen
Wie die eines Kameljährlings
So hab ich nach euch gesucht, o-oh-ooj
Abgegriffen meine Kehle
Wie die Öffnung eines Sacks
So hab ich nach euch gerufen, u-uh-uuj

Nun bin ich dabei, die Geister herbeizurufen, obwohl die Worte, die fischhaft stumm aus den Fluten schlüpfen, mühe-los zu Versen zusammenlaufen und die Stimme, die sie auffängt, sich längst ein- und festgesungen hat. Noch bin ich ein Nachbar der Wolken und ein Bruder der Fische nur, aber ich spüre, ich stehe im Wandel, bin unterwegs zum Wasser und zur Luft, gewillt, mich zur Kehle der Fische und zum Herzen der Wolken zu steigern. Gelingt dies, wird es mir auch gelingen, zu einer Gegenkraft und einem Gegengewicht des Himmels und der Erde zu wachsen.

Ist was zu gießen
Hier meine Hirnschale
Rund und mit rußschwarzen Haaren besät
Nehmt sie, a-ha-aaj
Ist was zu binden
Hier ist mein Lebensfaden
Rot und aus acht Lenzen geflochten
Nehmt ihn, e-eh-eej

Ich nehme mir Zeit, rufe und bitte die Geister, deren Nähe ich spüre so wie die der Sonne und des Windes, unentwegt herbei, beschwöre und locke sie unnachgiebig heran. Denn hier und heute will ich sie endlich leibhaftig sehen und, wenn es geht, sogar anfassen!

Und da erblicke ich etwas: Eine verschwommene Gestalt in einem bleichen flatternden Umhang steht in der Schöpfkelle vor mir. Ich fahre zusammen, die Kelle rutscht mir aus der Hand, und ich glaube sehen zu können, wie sich die Gestalt zu etwas Rundem, gleich einem vollgestopften Schafpansen, zusammenzieht, eh sie zerplatzt und zerfließt. Schnell drehe ich mich um und fahre zusammen: Einer steht hinter mir!

Es ist ein Mensch von feiner, fremder Art: eine eckige und kantige Gestalt mit einem hellen, glatten Gesicht, dazu eine aschgraue Schirmmütze, unter der üppige, glitzernde Haare schwungvoll hervorquellen, ein langer, gallengrüner Mantel, ungeknöpft, und glänzende, schmale Spiegellederstiefel mit langen Schäften und schweren Absätzen.

Ein dumpfes Grunzen entfährt meiner Brust, während ich auf diesen Menschen nun schaue, der eher von den Wolken herabgefallen sein müßte, als daß er sich durch das eng bewachsene Weidengebüsch herübergezwungen haben könnte – so überirdisch wirkt er. Dennoch kommt mir das blasse, eckige Gesicht mit den schmalen, flachen Augen und der knochigen, schiefen Nase irgendwie bekannt vor. Und plötzlich weiß ich: Es ist Bruder Dshokonaj! Aber ich kann und kann es immer noch nicht fassen, daß er es ist und wieso er es ist.

Ich muß an die Gestalt im Wasser denken. Doch beschleicht mich der Zweifel. Ist sie nicht oben und unten unbekleidet gewesen?

Da aber entfährt es dem Menschen, der mich bisher stumm und starr angeschaut hat: »Komm schon, Kleiner, und laß dich von deinem großen Bruder beriechen!«

Ich erhebe mich endlich und gehe erleichtert auf ihn zu, denn es ist in der Tat *seine* Stimme.

Scharfe, von den Ladenwaren her bekannte Gerüche schlagen meiner Nase entgegen, während ich an ihn herantrete. Genießerisch ziehe ich sie mir ein und muß an Süßigkeiten denken, an die rot und gelb gestreiften Bonbons, die ich sogar einmal bekommen hatte. Wie mich der Duft nun labt, als wenn er durch das knisternde weiße Papier sich verströme.

Doch muß ich schon wieder innehalten und überlegen: Naß-kalt sind die beiden Hände, die mich an den Backen fassen. Wieder fällt mir die Gestalt im Wasser ein. Naß und nackt muß sie gewesen sein. Gezittert hat sie und ist zu einem Pansen geschrumpft, ehe sie zerfiel und zerlief.

Ein kalter Schauer steigt mir die Waden herauf, verbreitet sich über Bauch und Rücken, und ich glaube zu spüren, wie sich die Haare erheben und in lauter Ahlen verwandeln, die mich durch die Kopfhaut bis in den Schädelknochen stechen.

DER BRUDER

»Was hast du da gemacht?« fragt er mich.

Ich beschließe, lieber zu schweigen, dann jedoch, da ich auf der ohnehin engen Haut meines dröhnenden Scheitels den bohrenden Blick spüre, muß ich doch mit einer Antwort herausrücken: »Ich habe gesungen.«

Dazu sagt er nichts. Aber in der Jurte angekommen, spricht er das aus, was ich erwartet und wovor ich mich gefürchtet habe, während ich, die Schöpfkelle in der Hand, hinter ihm herhumpelte. Vorher jedoch setzt er den Eimer mit dem Wasser unsanft vor das Küchenregal. Und dann erst kommt es: »Wißt ihr, weshalb der Bengel verschwunden blieb? Schamanen mußte er! Mußte sich mit Geistern abgeben!«

Die Eltern zucken zusammen, ducken sich unter den Worten, die, wie mir dünkt, aus ihm herausgeschleudert kommen und sie treffen, so wie Steine Tiere treffen.

»Und ihr sitzt ahnungslos da und meint, er sei noch zu klein für die Schule, ha!« braust er weiter: »Lange genug hat er das jüngste Kind gespielt – nun aber Schluß damit! Wer Verse auf Tod und Teufel dreht und Himmel und Erde vollschreit, der wird sich doch die paar Buchstaben und Zahlen merken können!«

Die Eltern hocken klein, halten still und schweigen. Auch ich halte still und schweige. Manchmal treffen sich unsere Blicke. Siehst du, reden ihre Blicke zu mir, so ist es, wenn du auf uns nicht hörst! Sei artig wenigstens jetzt, bitte!

Und ich werde es schon aushalten und artig bleiben. In meinem Blick wohnt die Frage: Woher ist er denn gekommen? Und wieso bloß?

Sie selber wissen es nicht. Da beschieße ich sie mit der Frage, weshalb sie ihn denn nach mir geschickt haben. Nicht sie